Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Ueber die Balladen Spittelers [Schluss]
Autor: Fierz, Anna
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573866

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„O gnädige Frau, Sie singen sicher viel besser; ich freue mich so sehr auf Ihre Nummer."

„Na, dann lassen Sie ihn nicht zu lange warten, Frau Rainer! Sie dürfen ihm dankbar sein; er hat das Publikum warm gemacht, die Stimmung ist gut. Kommen Sie!"

Was war das, daß es plötzlich so dunkel wurde vor Hildes Augen, daß ihr Herz klopfte in wilden bangen Schlägen und die Stimmen so weit herkamen, wie durch dicke Mauern?

„Nanu," sagte Siegel, „ich dachte, sie sei ganz ruhig. Aber das Warten nützt nichts, es wird besser, wenn sie draußen ist." Und mit sanfter Gewalt führte der Begleiter sie aus dem Zimmer, ein paar Stufen hinauf in das helle Licht des großen Saales, vor die unbarmherzigen Augen fremder Menschen.

Hilde wunderte sich, daß sie allein stehen konnte, wunderte sich, daß ihr die Noten nicht aus der Hand fielen, und horchte wie unter einem Zwang auf die ersten Takte der Begleitung. Wie unter einem Zwang setzte sie zur rechten Zeit ein und erschrak fast, als sie ihre eigene Stimme hörte. Dann, ganz jäh, wie sie gekommen war, verging die Beklemmung. Sie sang mit Bewußtsein, nicht mit der Absicht, ihr Bestes zu geben, sondern weil sie gar nicht anders konnte, weil sie in der Musik lebte, restlos in ihr aufging, sobald sie sich ihr hingab.

Als sie ihr erstes Lied beendet hatte, Schuberts: „Ich stand in dunkeln Träumen . . .", war es einen Augenblick ganz still im Saal; dann dankte man ihr so herzlich, daß sie sich fast verlegen verbeugte. Noch vier Lieder folgten, jedes der Träger einer andern Stimmung, und alle glückten. An den Schluß hatte Siegel Brahms' prachtvolle „Mädchentreue" gesetzt, weil Hildes Stimme und ihr Vortrag hiebei besonders zur Geltung kamen. Beim Aufstellen des Programms war sie ängstlich gewesen, ob ihr das musikalisch und im Vortrag sehr schwere Lied gelingen würde — nun freute sie sich darauf. Sie fühlte eine neue Kraft in sich, eine Kraft, die aus dem stürmischen Entzücken der Zuhörer erwachsen war, von ihr Besitz ergriffen hatte und immer mehr von ihr verlangte. Und Hilde täuschte sich nicht. Sie sang so gut, daß Siegel in freudigem Erstaunen den Kopf hob und etliche „Donnerwetter" murmelte, daß Rainer seinem Freunde fast die Finger zerquetschte und das Publikum bei den von der machtvollen Melodie getragenen Schlußworten vergaß, daß es in einem Konzertsaal saß.

„Und die Treu, und die Treu, es war nur ein Wort
In den Wind damit hinaus . . ."
„O Mutter, und splittert der Fels auch im Wind,
Meine Treue, die hält ihn aus!"

Der letzte Ton war verhallt, Hilde verbeugte sich wieder und wieder. Ganz erschöpft fiel sie im Solistenzimmer auf den nächsten Stuhl. Aber noch gab es keine Ruhe. Siegel lief mit im Rücken gekreuzten Händen im Zimmer hin und her, hielt von Zeit zu Zeit vor Hilde still, sah sie an, daß ihr fast bange wurde, schüttelte den Kopf und lief weiter. Endlich brachte ihn die nächste „Nummer" zum Stillstand. Er schickte sie hinaus, ohne sich viel um sie zu kümmern, und als sie mit freundlichem Applaus zurückkam, sagte er ihr so geistesabwesend ein paar Komplimente, daß sich das arme Ding traurig auf einen Stuhl im Hintergrund setzte. Vor Hilde kniete der Tenor, nannte sie Schwester in Apoll und brachte seinen Blödsinn mit soviel Begeisterung vor, daß ihm niemand böse sein konnte. (Fortsetzung folgt).

Ueber die Balladen Spittelers.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß).

Spitteler fügt seinem Balladenbuch noch die Abteilungen: „Spruch und Lied", „Sinnbilder", „Denkwürdigkeiten" an. Sie enthalten viel Wertvolles und für den Dichter sehr Wesentliches. Von bildnerischer Vollendung sind hier wieder: „Die sieben Rößlein", „September", „Aurora", „Der Ostwind", „Oktober". „September" hat symphonische Schönheit. In „Aurora" kündet sich das Phantasiebild des „olympischen Frühlings" an:

Wenn der Tau vom Himmel fällt,
Zieht Aurora leis' durchs Feld,
Steigt beim Morgensternenschein
Auf den düstern Sonnenrain.
Nimmt drei Rosen von der Brust,
Streut die Blätter in die Luft,
Winkt mit ihren weißen Händen
Viermal nach den Himmelsenden:

„Winde, kommt die Locken schütteln!
Alles Leben muß man rütteln.
Jede Wurzel darf man loben
Und, was tüchtig ist, erproben."

Sausend nahen sie, die raschen,
Und im Sturm die Rosen haschen.
Führen ihre Beute schnelle
Durch die frische Morgenhelle,
Rütteln Wurzeln, Stämm' und Mauern,
Ob sie halten, ob sie dauern.
Stürzen um die morschen Schäfte,
Blasen Jugend in die Säfte.

Doch Aurora hebt die Hand,
Spricht den Segen übers Land:

„Was vergangen, sei vergeben.
Wer da glaubt und hofft, wird leben.
Was da faul ist, das muß fallen.
Gruß von Gott den Mutigen allen!"

Es fällt mir schwer, nicht auch das „Leuchtschiff" im Wortlaut wiederzugeben. Es versinnbildlicht, an Schönheit mählich bis zum Ueberquellen wachsend, denselben sieghaften Aufschwung. Ich möchte es wohl ein Gegenstück zu „Meeresstille und glückliche Fahrt" nennen. Dieser erste Akkord: „Horch, da rauscht ein weiches Rad, wie die Sense mäht die Mahd" bricht wunderbar erlösend und elementar in die schwer lastende Morgenstille herein.

Wunderbar erzählt, farben- und stimmungsschwer sind „Die Jurakönigin" und „Die drei Fliegen". In „Fatime" nehmen Verzweiflung wie sanfte Klage ihre ergreifendsten Akzente an, werfen auf die Landschaftsbilder einen grandiosen Wechsel von Licht und Schatten. In Spittelers Weltbilderbuch, das hier „Spruch und Lied" und „Sinnbilder" im kleinen repräsentieren, gleicht sich keine Seite. Zwischen den schwersinnigen finden wir scheinbar mit müßigem Stift, aber wie fein und sicher hingeworfene Gestalten! Man denke an „Derjardar, das braune Türkenkind" und das Prinzeßchen am Goldfischweiher mit der fremdartig sorglosen Vergnügtheit!

Die Standpunkte, von denen aus Spitteler die Weltgeschichte betrachtet, liegen ganz seitab von den gewöhnlichen Straßen. Die geschichtlichen, teils auch mythologischen „Denkwürdigkeiten" tragen denn auch ihren Namen mit großem Recht. Sie haben vorwiegend gedankliche Bedeutung. Künstlerisch zeichnen sie sich aus durch Prägnanz der Darstellung und der Sprache und insbesondere durch die Treue des historischen

Kolorits. Man möchte sagen, daß Spitteler hier geistige Feingenüsse oft von raffiniertester Art bietet, aber in kunstvoll getriebenen Schalen, die der Schatzkammer des Morgenlandes entstammen.

Spitteler teilt mit den großen Schweizerdichtern die Gabe der historischen Divination. Auch in den „Denkwürdigkeiten" imponiert die Sicherheit, mit der er, ein Zeitalter betretend, dessen Art und Beleuchtung sofort feststellt. Selbst darin daheim, traut er auch dem Leser die Fähigkeit zu, sich augenblicklich zu orientieren und die Gestalten, die ihm da völlig unvermittelt in ihrer historischen Ganzheit entgegentreten, zu erkennen und als Vermittler uralter Klage oder Weisheit zu verstehen. Die Sprache unterstützt hier die kraftvoll plastischen und so historischen Wirkungen; sie färbt sich dunkler mit schwerem, alttestamentlichem Pathos, schmückt sich mit feiner orientalischer Grazie, schafft mit zwei Wendungen die schönsten Gestalten („Achmed, der unverbesserliche Menschenfreund", „Die arkadische Gesandtschaft", „Gülnahar"). Wuchtig und leidenschaftlich zugleich, ein ferne vergrollender Donner von den Bergen, auf denen das Altertum seine Opferbrände lodern ließ, ruft sie Adams tragischer Gestalt. Doch ordnet sich Spitteler den Stimmungsgewalten der Geschichte nicht unbedingt unter. Er geht vielmehr grübelnd und tiefsinnig betrachtend, geistreich meditierend auf ihre Gebiete, ordnet und überschaut mit sicherm Herrscherblick. Er klagt an und richtet mit dem Freimut und der vornehmen Unbeeinflußtheit, die uns in seinen Werken überall wie scharfe Höhenluft entgegenweht. Es ist Prophetenzorn in seinen Denkwürdigkeiten. Das Spiel eines glänzenden Geistes (man bemerke das scheinbar Beiläufige der interessanten Dichtungen, worauf auch der Titel „Aus Klios Notizbuch" deutet) verschleiert nur leicht das Pathos einer erbarmenden Empfindung. Nicht selten geht diese letztere bei Spitteler, und so auch hier, dem Los des verkannten großen Mannes trauervoll nach. Man errät, daß in „Camera obscura und bengalische Beleuchtung" eine Kontrastwirkung die Bitterkeit des Dargestellten verschärft. „Ein Name klang aus aller Munde. Redeströme floßen zu seinem Preis." Das Denkmal des großen Mannes wird enthüllt

— — — — und dem fernsten Tal
Verkündet' es der Ruhm mit Glocken und Kanonen.

Jemand hält dem gläubig horchenden Büblein ein Glas vor die Augen:

Durch das Glas
Gewahrt' er einen Pilger, welcher müd' und krank
Am Straßenrande saß, das greise Antlitz stützend.
Viel Volk zog jene Straße; denn es war ein Festtag.
Zahlreiche Wagen rollten ab und zu. Darinnen
Geputzte Herrn und Fräulein, die den schnippischen Mund
Verächtlich vor ihm rümpften. Redliche Soldaten
Versagten ihm den Gruß. Der scheele Blick des Landvolks
Versprach ihm Haß. Jetzt trat ein ehrenfester Bauer
Ingrimmig vor den Pilger, faßt' ihn an der Brust
Und stieß den Todesmatten auf die Straße, wo
Verwünschung ihn empfing und Haß und Fluch ihm folgten.
„Behagt dir dieses Bild?" Da schauderte das Büblein:
„Wer ist der Dulder?" Jetzt das Glas dem Aug' entrückend:
„Hörst du den Namen, den sie heute schrein? Der war's."
Da schämte sich und schlich verstört nach Haus das Büblein.

Schämte sich! Man bemerke die Bitterkeit! Das arglose Kind hatte der bengalischen Beleuchtung geglaubt. Es „fingerte", während es da mit glanzerfüllten Augen zusah, „an einem Lebenswerk mit seinem zarten Willen". „Redliche Soldaten versagten ihm den Gruß!" Wie traurig klingt das! Da ist das Martyrium des großen Mannes! — Vom Opfermut des Künstlers, der alles dulden will, spricht „Berufung".

Spitteler hat seinem Balladenbuch unter dem Titel „Kosmisch und mythologisch" einige längere Dichtungen vorangestellt. Gelassen und sanft erzählt, der Erde entrückt und doch in den tiefsten Gründen menschlicher Empfindung wurzelnd, zeigen uns besonders die beiden ersten, was Epik wert sein kann. Sie zeigen uns, wie wir, ausruhend von der Leidensarbeit des Lebens, die wir sonst ja in der Kunst fortzusetzen willens und gewohnt sind, dort mitgehen dürfen auf fremde beglänzte Gebiete, wo schöne Geschehnisse unser Auge laben, ohne die Begleitschaft unserer täglichen Sorge und mit der seltenen „Erlaubnis, glücklich zu sein". Er begriff die Kunst als eine Erlaubnis, glücklich zu sein (Spitteler: „Gustav"). Daß wir dann oftmals doch im Innersten bereichert heimkehren, ist bei der Epik gleichsam das Ungewollte, der Ueberfluß. Wo Spitteler führt, da erhält freilich auch die Seele das Ihre, doch läßt er ihr gleichsam den freien Willen, zu nehmen oder nicht. Man möchte wohl die herrlichen Worte aus dem ersten Gesang der „Hohen Zeit" auf die Epik beziehen:

Wie trübt nur deinen sonnigen Sang nicht Dunst und Dampf?
Kennst du nicht auch der Leidenschaften Qual und Kampf?
Die Glocke sprach: „Ich dachte, mich trifft's, ob ich leide.
Den andern, dacht ich, schuld' ich heitre Ohrenweide."

Sie bezeichnen zugleich auch das edelste Wesen der Kunst Spittelers.

In „Kronos und der Greis" spendet der entthronte Kronos, den die Schergen nach dem Hades führen, auf seinem Weg einem Irdischen noch Göttertrost. Und es ist hier kein anderer als die Phantasie, die „die süße Sage der entschwundnen Zeiten" zu enträtseln vermag. Sich mit „der Sippe, die mit unserm Namen hieß," ahnungsvoll verstehend verbunden zu fühlen — der Dichter zeigt es uns hier als einen Quell geheimnisvoller Kraft und Beglückung. Die Morgendämmerung und Rast am Brunnen, die Schilderung des Gesprächs sind von wunderbarer Stimmungsschönheit; der gellende Hahnenschrei bricht in ihre Zauber wie das harte Leben selbst.

So enthüllte Kronos dem Greise die Vergangenheit:

Kein Name, kein begehrtes Antlitz fehlte,
Der Liebeskette mangelte kein Glied.
Freundschaft durchwärmte, was er auch erzählte,
Und was er immer nannte, ward zum Lied.
Mocht' er Erlebtes, mocht' er Fremdes schildern,
Ein Heimatodem quoll aus allen Bildern.

Die Not des Augenblickes war vergessen,
Auf Geisterflügeln schaukelte der Greis.
Mit offnem Munde horchend unterdessen
Lagen die Wächter ringsherum im Kreis.
Das Bächlein spann den Takt mit leisem Munde,
Die Dämm'rung schwieg, und staunend stand die Stunde.

Das „Sterbefest" erzählt einen der schönsten Träume, die, vom Jammer der Menschheit gerührt, eine weiche Dichterseele ersonnen hat:

Als noch Saturn der Herr der Erde war,
Geschah das Sterben einmal nur im Jahr.
Nicht einsam litt der Mensch die Todesnot,
Es war ein feierlicher Völkertod . . .

Wir bemerken im „Sterbefest" wie im „Geschenk" die Inbrunst erbarmenden Gefühls, das augenscheinlich die Wurzel von Spittelers Pessimismus ist. Wir erinnern uns wohl an die Geleitschaft, die seiner von der Erde sich abwendenden Schicksalsgöttin folgt: „Erbarmen trug sie mit, Gewährung schwebt' ihr vor" („Die hohe Zeit". Erster Gesang). Oftmals sucht in seiner Poesie dieses Gefühl nach außerweltlichen Kompensationen. Göttlich milde Stimmen beginnen da zu reden, wie dort im „Geschenk":

Was jeder im verschwiegnen Seelengrund
Ersehnt, die Träume, die dem eignen Herzen
Er nicht verriet, ich habe sie gebucht.
Nehmt hin, ich kenne jedes Menschenherz!
Nehmt hin, ich kenne jeder Seele Sehnsucht!"

Unnötig zu sagen, daß Spitteler für sein „Sterbefest" erlesene Schönheit aufbietet und daß der Todesherold mit bekränztem Schwert reitet, daß „Harfenhauch und Psalterharmonie" die Lüfte füllen und daß „ein lebendig Band von Grüngezweig" die Scheidenden mit den Bleibenden verbindet!

„Da brandete das Abschiedsschmerzenmeer . . ."

Da ist wieder die Symphonie. Ueberhaupt ruft diese Poesie den Schwesterkünsten. Wir denken an den Griffel Klingers („Von hinnen wankte der verlorne Zug") und an den Wohllaut Beethovenscher Resignation.

Immer wieder kommen in der Dichtung Spittelers der Musiker und der bildende Künstler zum Wort. Letzteres auch in der Legende „Die tote Erde". Diese völlig naive Dichtung gleicht dem schönsten mittelalterlichen Holzschnitt. An einen solchen mahnen die auffliegenden Türen und Fenster der Himmelsstadt, der Auszug der Seligen mit Pfeifen und Trommeln und die zwölf posaunenden Engel. Daneben zeigt die Dichtung die schaurigen, tief eindrücklichen Bilder, denen der Titel ruft, aufs schärfste beleuchtet und umrissen. Man vergegenwärtige sich das folgende: „Doch als sie im glitzernden Sternenreich gewahrten die traurige Weltenleich' . . ." oder man sehe den

Sühnaltar auf der toten Erde in die Welteinsamkeit ragen und die bleichen Priester seiner wartend: („Ein Requiem æternam lallt' ihr Mund"). Alles tritt in die greifbarste Anschaulichkeit oder verkörpert sich. Wir sehen das Weihwasser matte Silberadern über das dunkle Feld breiten und den geängstigten Segen mit weißen Taubenflügeln kreisen. Der Schluß des Gedichtes ist bekannt. Das Weihwasser findet auf der toten Erde kein Plätzchen, das nicht schon eine Träne geweiht hat, der Segen sucht umsonst „einen Fleck, einen kleinen, den nicht der Fluch, den nicht der Mord schon besetzt hat".

Wenn der Pessimist zugleich ein großer Künstler ist und überdies den feinsten Witz besitzt, so mag wohl eine Kunst, wie diejenige Carl Spittelers, entstehen, deren erstes Merkmal trotz allem dasjenige einer großen Helle ist. Das Licht feiert Sieg um Sieg in ihr. Ich denke nicht nur an die Durchsichtigkeit und Klarheit ihrer äußern Formen, an den Sphärenglanz der Gebiete, auf die sie sich mit Vorliebe begibt, oder an alle die hellern Eigenschaften, mit denen der Dichter raschen Temperaments auf die Bitterkeiten der Erkenntnis reagiert: Witz, Spott und die feinste Satire, sondern vor allem an die überwindende Seelenkraft! Spittelers Kunst deckt sich mit der Wahrheit. Ihr Untergrund muß also der Schmerz sein; aber sie entringt sich seinen dunkeln Gründen unversehrt, jung und beflügelt. „Da regte sich's im Dornenkranz und wuchs und quoll wie Blust im Frühling . . ."

Die Kunst Carl Spittelers gehört dem Frühling.

Anna Fierz, Rapperswil.

Gedichte von Maria Krebs.

Apage!

So laßt mir doch euern Herzenskult
Und diese trübseligen Tränen!
Nicht Mitleid will ich, nicht zahme Geduld,
Ich hasse schwächliches Sehnen.

Ich hasse die Träne, die reichlich fließt,
Die süßliche, mitleidsfeuchte;
Ein Narr, der aus Tränen auf Herzen schließt,
Meint, daß Liebe aus ihnen leuchte!

Das grämliche Klagen ist mir verhaßt,
Das wehmutsvolle Gewimmer;
Wer trägt an des Lebens schwerster Last,
Der zaget und klaget nicht immer!

Wer Liebe und Haß und Sehnsucht kennt
Und des großen Schicksals Schwere,
Er ist es nicht, der bänglich flennt:
Der stellt sich tapfer zu Wehre.

Er steht und streitet im ehrlichen Kampf,
Bis die Hand sinkt im letzten Streiche,
Vom roten Blute der Boden dampft
Und das Herz ihm zerspringt, das reiche,

Das keusche Herz mit dem heißen Schlag,
Das weichliches Weinen nicht kannte
Und das der rührselige Werkeltag
Ein — kaltes Herze nannte.

Das Sonntagskind

Sie halten mich für ein Sonntagskind,
Und das ist recht!
Sie glauben, mein Zufallsglück sei blind,
Mein Lachen echt.

Sie neiden mir meinen frohen Sinn,
Den hellen Mut,
Sie hassen mich, weil ich glücklich bin,
Und das ist gut!

Denn wüßten sie, wie es in mir ist,
Das herbe Leid,
Und wüßten, wie fern, wie fern du bist,
Glückseligkeit,

Und kennten die bitterheiße Qual,
Mein schlimm Geschick:
Herrgott, was müßte ich leiden zumal
Von ihrem Blick,

Dem Mitleidsblicke, der fragend still
Sich an uns klebt,
Mit unkeuscher Neugier erforschen will,
Was in uns lebt . . .

Was hätt' ich zu leiden von ihrem Takt,
Der Schonung heischt,
Mit dummplumpen Fingern ans Herz uns [packt
Und es zerfleischt . . .

Herrgott, was hätt' ich zu leiden dann . . .
Drum hell den Blick,
Daß keiner, keiner es ahnen kann,
Mein herb Geschick!

Sie sollen mir neiden den frischen Sinn,
Den frohen Mut,
Mich hassen, weil ich zu glücklich bin . . .
So ist es gut!

In dem Wald im grünen Mai!

Ging in froher Maienlaune
In den lieben Wald hinaus,
Sah die Quellen rauschend springen,
Hörte tausend Vögel singen,
Sang und Klang und Dirumdei:
In dem Wald im grünen Mai!

Weiter kam ich zu dem Plätzchen,
Wo die blauen Veilchen blühn,
Hört' in übermüt'gem Reihen
Unsere liebe Jugend schreien
Jagend, lachend, lustig frei —
In dem Wald im grünen Mai!

Und an jener lausch'gen Stelle,
Wo die Birken flüsternd stehn,
Sah in heimlich holdem Schweigen
Junger Liebe zartes Neigen.
Glückversunken träumten zwei
In dem Wald im grünen Mai . . .

Aber dort am Waldesrande,
Wo die Wege sauber glatt,
Sah im Borkenhäuschen drinnen
Ich ernsthafte Männer sinnen;
Sprachen mürrisch allerlei
In dem Wald im grünen Mai . . .

Redeten von schlechten Zeiten,
Von der bösen heut'gen Welt,
Wie sie ohne Ideale,
Unberührt vom heilgen Strahle,
Wie verfault die Jugend sei . . .
In dem Wald im grünen Mai!